



Räubergeschichten aus dem Erzgebirge

Von Gerhard Plag, Weißer Hirsch.

Immer einmal hier und da im Heimatland findet der Wandrer eine Gaststätte, die mit dem gruseligen Namen „Räuberschänke“ belegt ist. Steht man vor diesen, sehr oft sauberen und netten Wirtschaften, oder stärkt man seinen wandernden Leib an den guten Dingen, die dort Küche und Keller bieten, so ist man geneigt, den unheimlichen Namen auf eine bloße romantische Stimmung des Wirtes oder der Menschen aus der Umgebung zurückzuführen. Natürlich liegen ja diese „Räuberschänken“ auch meist im Wald! Und doch entbehrt die Namensgebung nicht eines gewissen sachlichen Hintergrundes. Erinnerungen aus vergangenen Jahrhunderten hängen oft an diesen sächsischen „Wirtshäusern im Speßart“.

Das achtzehnte Jahrhundert ist es besonders, das der Ueberlieferung in diesem Sinne Nahrung geboten hat. Es war ja nicht nur das Zeitalter der Aufklärung, der großen Denker und Geistesführer, sondern auch das Säufulum der großen Hochstapler, Gauner und Räuber. Und wie gingen die Horden vor, die sich besonders in Kurzsachsen kurz vor dem Siebenjährigen Krieg in erschreckender Zahl und Dreistigkeit herumtrieben! Fast wöchentlich liefen damals bei der Regierung in Dresden Meldungen von grauenhaften Mordtaten, Ueberfällen, Plünderungen ein. Oft waren sämtliche Bewohner solch überfallenen Gehöftes ermordet worden, anderswo gräßliche Verstümmelungen und Mißhandlungen vorgekommen. Namentlich im Erzgebirge kam die geängstete Bevölkerung nicht zur Ruhe. Selbst eine große Expedition, die der Amtmann von Reichen, Rammerrat Weise, an der Spitze vieler Soldaten leitete, und die das ganze Gebirge durchzog, blieb erfolglos. Nicht das Geringste war herauszubekommen; die dortige Bande war vorzüglich organisiert und unterrichtet. Kaum waren die Soldaten abgezogen, begannen die Räubereien von neuem. In Dresden fing man an, wirklich nervös zu werden. Da versuchte man ein letztes Mittel. Mit großer Machtentfaltung war man nicht zum Ziel gekommen; vielleicht ging es auf die entgegengesetzte Weise. Den Mann dafür glaubte man gefunden zu haben. Ein kurfürstlicher Beamter aus der Niederlausitz, Zahn mit Namen, der schon Beweise seiner Klugheit und Entschlossenheit gegeben hatte, ward mit der Durchführung des Planes betraut. Der Premierminister Graf Brühl selbst ließ diesen Mann zu sich kommen und entwickelte ihm seine Ansicht. Ja, war es denn überhaupt ein Plan? „Alles aufbieten, die Räuber zu entdecken. Uneingeschränkte Benutzungsöglichkeit der Unterbehörden und militärischen Dienststellen. Sehr hohe Gnadenversicherungen, wenn

alles gut ging, dreihundert Thaler Vorschuß und zwei Landsknechte zum persönlichen Schutz“ — das waren Generalidee und Vollzugsplan, so man dem neu ernannten Kommissarius in jener Konferenz vorlegte! — Im Januar 1755 machte sich Zahn auf. Er war sich klar, daß er schon einfachere Aufträge bekommen hatte.

Der Versuch, durch eine Unterredung mit den im Zuchthaus zu Waldheim und in andern Gefängnissen untergebrachten Sträflingen irgendeinen Anhaltspunkt zu gewinnen, scheiterte gänzlich. Auf darum ins Gebirge! Bei tiefem Schnee und großer Kälte kam der Kommissar in Marienberg an. Schreckliche Nachrichten von neuen Raubüberfällen wurden ihm hier unterbreitet, gräßlich verstümmelte Opfer der Bande ihm vorgeführt. Aber so genau und so lange er sich auch, halb krank vor Kälte, im ganzen Amt Wolfenstein umfah, nichts ließ sich finden. Endlich erfuhr er, daß im Dorfe Kühnhaide zwei Schwestern wohnen sollten, die sich vom Trödel nährten und der Hehlerei verdächtig schienen. Mit einem starken Milizaufgebot und mit der gesamten Jägerei traf Zahn in Kühnhaide ein. Es lag ihm diesmal daran,



Kühnhaide,
in dem damals das Räuberneft ausgehoben werden konnte.

durch eine gewisse Machtentfaltung Eindruck auf schuld bewusste Gemüter zu machen. Belastendes ergab auch die Hausdurchsuchung bei den Schwestern nicht. Immerhin wurde die eine der beiden arretiert und mit der Miliz nach Marienberg gefandt. Zahn und der Oberförster des Bezirks aber beschloßen, die Nacht auf dem Zollamt Reichenhain, dicht an der Landesgrenze gelegen, zu verbringen. — Hier endlich trat ganz unerwartet die Wendung ein, die zum Erfolg führen sollte. In der Nacht klopfte es an die Tür des Zollhauses. Die Schwester der abgeführten Trödlarin stand draußen, ein Weib mit gemeinen Gesichtszügen, das aber offenbar in starker seelischer Erregung war. Inständig bat sie, man möge die Schwester der Haft entledigen. Zahn ließ das Frauenzimmer eintreten und nahm sie sich vor. Groß muß der Eindruck seiner Persönlichkeit gewesen sein. Ohne sie durch Drohungen einzuschüchtern, brachte er die Frau — fast zu seiner eianen Ueberraschung — dahin, daß sie einlenkte, Reue zeigte und sich verpflichtete, noch in dieser Nacht den Hauptmann der Bande herbeizubringen. Dieser wäre des Sündenlebens sowieso müde, und wenn der Herr Kommissar ihm verspräche, die Todesstrafe von ihm abzuwenden, so würde er bereit sein, seine fünfzig Spießgesellen zu verraten! Der Beamte gestand das zu, vorausgesetzt, daß der Anführer nicht selbst Menschenleben auf dem Gewissen hätte. Nein, das wäre nicht der Fall, das wüßte

sie bestimmt — und fort eilte die Trödlerin. In ein paar Stunden würde sie mit dem Mann da sein. Nachdenklich blieb der Kommissar zurück. Nach der ersten freudigen Aufwallung kam ihm erst jetzt zum Bewußtsein, daß er sich mit seinem Begleiter, dem Oberförster, in einer recht bedenklichen Lage befand. Das Zollhaus lag einsam dicht am Walde, zwei alte Einnehmer mit ihren Frauen bewohnten es — eine Besatzung jedenfalls, auf die man im Ernstfalle nicht sonderlich bauen konnte. Wie leicht konnte er in eine Falle gegangen sein. Die Räuber konnten in Menge hereinbrechen, und bis der Morgen graute, waren die wenigen Zollhausbewohner wahrscheinlich lange schon stumm auf immer. — Horch, eine Extrapost klingelte unten vorbei. Von Komotau kam sie. In fliegender Hast warf Zahn eine Anweisung an den dortigen Kommandeur auf ein Blatt, in der um sofortige Absendung eines starken Detachements Musketiere gebeten wurde. Der Schwager versprach pünktliche Bestellung. — Aufatmend kehrte Zahn in das Haus zurück. Die Türen wurden schwer verrammelt, die Waffen geladen. An dem Fenster der einen Hausseite hielt der Oberförster mit seiner Doppelbüchse, an der andern Front der Kommissar selber Wacht. Bleiern schlichen die Stunden dahin. Totenstill lag die Hochmoorlandschaft im weißen Winterkleid da, hohl piffte der Wind um die Ecken. Kurz vor Mitternacht plötzlich ein Knirschen im Schnee, die beiden Wächter machten sich fertig. Aber nur zwei Gestalten kamen auf das Haus zu. Die Hehlerin und ein herkulisch gebauter Mann, den der Oberförster alsbald zu seiner Ueberraschung als den Fleischhauer Hähnel aus Rübenaу erkannte. — Der Riese war total niedergebrochen! Noch einmal ließ er sich versichern, daß ihm die Todesstrafe erlassen werden würde, dann gab er die Namen seiner Genossen zu Protokoll! Eine lange, lange Liste war es. Die Träger der Namen wohnen fast alle in Rübenaу und Rübenaу, aber auch im benachbarten Ragshung auf böhmischer Seite hausten ihrer etliche. Mit der Zusicherung, morgen wiederzukommen und mehr Beweismaterial zu erbringen, verließ der Fleischhauer endlich das Zollhaus. — Nur wenige Stunden der Ruhe brachte der Rest der Nacht für Zahn. Um acht Uhr in der Frühe stand das Marienberger Kommando vor der Tür, und ohne Verzug begab man sich nach Rübenaу. Gleich am Dorfeingang gelang es, sich eines gewissen Freier mit seinen sechs starken Söhnen zu be-

mächtigen. Alle sieben waren Mitglieder der Bande. Nach ein paar Stunden hatte man in Rübenaу allein zwanzig Raubgefallen fest. Der nächste Tag brachte in den umliegenden Dörfern die gleiche Anzahl hinzu. Nicht bloß besitzlose Herumstreicher und Tagelöhner waren unter der Bande. Der eine der Räuber war ein wohlhabender Müller, der andere ein Gastwirt. Geldgier und Habsucht hatte sie getrieben, Mitglieder der Bande zu werden. —

Gleich nach Ostern begann in Marienberg die Untersuchung. Zwei Monate dauerte diese umfangreiche Tätigkeit. Aus allen Gefangenen brachte Zahn die Wahrheit heraus und befriedigt setzte er in seine Niederschrift: „und das alles, ohne das abscheuliche Mittel zur Wahrheit, die Tortur, anwenden zu müssen.“ Dann freilich trat der Nachrichter in Wirksamkeit. Im August fand die erste Execution in Wolkstein statt. Innerhalb einer Stunde wurden elf Räuber geköpft und ihre Körper aufs Rad gelegt. Im November geschah in Rübenaу, in Komotau und Rothenhaus in Böhmen das gleiche, dann noch einmal in Wolkstein. Die Rechtspflege der Zeit kam hart und furchtbar zur Entfaltung. Nur dem Anführer der Bande, Hähnel, ward bewiesener Reumütigkeit halber das Leben geschenkt. Freilich mußte auch er des Todes Vorschauer schmecken. „Zum Tode präpariert“ stand er bei der letzten Execution unter den Delinquenten und erst im letzten Augenblick ward er herausgezogen und mit seiner ganzen Familie nach Waldheim gebracht. Die Trödlerin, deren Verhalten den Stein ins Rollen gebracht hatte, kam nicht zu der erwarteten hohen Belohnung. Erst nach ihrem Tode ward ihren Erben eine Prämie von fünfzig Thalern überwiesen. Auch der brave Kommissar scheint die in Aussicht gestellten gewesenen hohen Gnadenbezeugungen nicht restlos erhalten zu haben. Noch im Jahre 1767 ist die Rede von 3000 Talern Verlagsgeld, auf die er Anspruch erhoben hatte und die ihm hoffentlich doch noch bei Lebzeiten zugestellt worden sind. Seine Treue und Aufopferungsfähigkeit verdient es jedenfalls, daß sein Name nicht vergessen werde in der Geschichte der Heimat, die er von solch furchtbarer Geißel befreite.

(Quellen: Karl von Weber: Aus vier Jahrhunderten; Mitteilungen aus dem Hauptstaatsarchiv.)



ÜBER DIE GRENZE

Aus wahren Erlebnissen zusammengestellte Tatsachenberichte vom deutsch-holländischen Schmuggelwesen. Von Peter Wilhelm Stoll. Ort der Handlung: die deutsch-holländische Grenze. Zeit der Handlung: 1928 bis 1931.

3. Fortsetzung.

Es mag theoretisch als Unsinn erscheinen, aber je größer und plötzlicher die Gefahr ist, umso schneller hat man seine Nerven in der Gewalt. Mit einem mächtigen Satz nahm ich die zweite Hälfte der Straße und landete kopfüber im Straßengraben. Der schwere Warenballen zog mich mit seinem ganzen Gewicht zu Boden. Sekunden später hatte auch der Wagen die Stelle erreicht, an der ich lag.

Bremsen knirschten. Flüche und Kommandos ertönten.

Einige dunkle Schatten liefen über die Straße. Taschenlampen blitzten auf. Aber dann ist es auch vorbei. Wie der leibhaftige Teufel raste ich durch den feuchten, lehmigen Ackerboden. Doch kaum war ich zwanzig Meter gelaufen, da hatte mich das Scheinwerferlicht wieder in seinen Klauen, und dann brach die Hölle los.

„Steh oder wir schießen!“ schrien die Beamten hinter mir drein, Peng-peng-peng heulte und peitschte es durch die Nacht. Die ersten Schüsse trachten.

Obwohl ich niemals in einer derartigen Situation gewesen war, schoß mir ein logischer Gedanke durch den Kopf: die ersten Schüsse sind Schreckschüsse, und eigentümlicherweise beruhigte mich dieser Gedanke zehn — zwanzig Sekunden lang. Dann piffte eine Kugel hart an meinem Kopf vorbei. Ich betete während des Vorwärtstürens: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns.“

Peng — peng — peng — petisch — . . . knallte es schon wieder los. Aber jetzt hatte ich einen größeren Vorsprung gewonnen. Nur noch fünf Minuten aushalten, dann würde ich den schützenden Wald erreicht haben.

Meine Verfolger waren zurückgeblieben. Mein Fang mag ihnen nicht lohnend genug gewesen sein. Ich nahm an, daß sie das Gros unserer Kolonne nicht bemerkt hatten. Aber damit

hatte ich auch die Fühlung mit ihr verloren. Trotz aller Ortskenntnisse war ich gänzlich in die Irre gegangen. Langsam und unsicher tastete ich mich durch den Wald vorwärts. Ich hätte weinen mögen vor Hilflosigkeit.

Da — frachte es da nicht vor mir, oder hatten mich meine überspannten Nerven im Stich gelassen. —

Wieder dasselbe Geräusch. — Freund oder Feind? — Ich horchte atemlos hin. Plötzlich rief eine gedämpfte Stimme aus dem Gebüsch: „Königin“. Und ebenso prompt erwiderte ich: „van den Reederlanden“. Es war unser Lösungswort. Ein Aufstöhnen der Erleichterung fuhr mir über die Lippen. Ich hatte wieder den Anschlag an die Kolonne gefunden.

Ich war froh, daß die anderen Schmuggler in der Dunkelheit meine Erregung nicht wahrnehmen konnten. Höhnisch lachend meinte Manes: „Das war wohl anders als ein großes Glas Bier trinken, nicht wahr?“ —

Bäsig erwiderte ich, obwohl es die ersten Schüsse waren, die ich jemals um meinen Kopf pfeifen hörte:

„Da müssen aber schon dickere Brocken aufhören.“

Aber im Innern dachte ich doch: 'er hat verdammt recht'. Ich hatte bereits beim ersten Versuch gelernt, wie der Hase hüpfst.

Von meinem Durchkommen erwähnte ich weiter nichts und war froh, als wir abends gegen neun Uhr das Ziel unserer Fahrt erreichten. Am Eingang eines Dorfes, in der verfallenen Scheune eines alten Bauernhofes, legten wir unsere Säcke ab. Der lange Peter zahlte jedem seinen Trägerlohn aus. Und dann waren wir für heute entlassen. Wenige Minuten später, ich weiß nicht woher er kam, stand ein großer, graugestrichener Lieferwagen da. Im Handumdrehen waren sämtliche Säcke samt den Traggurten auf dem Wagen verladen. Zwei Mann und der lange Peter sprangen hinten auf den Wagen. Ein Kommando — dann rastete der Wagen ohne Licht davon. Im letzten Moment bemerkte ich noch, daß die polizeiliche Erkennungsnummer mit einem schwarzen Tuch verdeckt war.

Nach einem mehrstündigen Fußmarsch langte ich todmüde zu Hause an. Meine Knochen waren wie gerädert von der ungewohnten Anstrengung. Ich versuchte mich auszuziehen. Es gelang mir nicht mehr. Groß und hell stand der Mond am Himmel. Schon im Halbschlummer sank ich auf mein Bett. Ein nicht mehr zu Ende gedachter Gedanke bohrte sich in mein Hirn: „Noch will ich nicht aufgeben — oder soll ich doch?!“ — Dann sank ich laufend in unermeßliche Tiefen.

Die Todessturoe.

Das Jahr 1930 war angebrochen und mit ihm die wirtschaftliche Lage schlechter geworden. Die Arbeitslosigkeit wirkte sich katastrophal aus. Neue Zollgesetze hatten den Schmuggel zur höchsten Blüte gebracht. Zeit und Erfahrung hatten mich selbst zum routinierten Schmuggler gemacht. Kolonne A. bestand nach wie vor, nur hatte sie ihre Verdienstmöglichkeiten durch Selbständigkeit verbessert. Endlich war man doch darauf gekommen, daß alle Hintermänner habgierige Ausbeuter und Blutsauger schlimmster Sorte waren.

Aus Nachrichten, die bei uns durchgefädelt waren — man

war zu vorsichtig, die Nase allzuweit in diese üble Angelegenheit zu stecken —, war zu schließen, daß Herr X. durch seine eigene Nachlässigkeit, vielleicht auch durch einen dummen Zufall, bei Abwicklung eines Geschäfts am Expresgutshalter des Hauptbahnhofs in D., „hochgegangen“ sein sollte.

Bis auf wenige, deren Ware ich mit übernahm, hatten alle anderen der Organisation ihren eigenen Abnehmer. Naturgemäß war dadurch der Verdienst des Einzelnen größer geworden. Ich selbst lieferte meine Ware nach H., vorwiegend Zigaretten und Zigarettenpapier. Samstags fuhr ich, die geschmuggelte Ware in großen Koffern verpackt, nach D., wo mich mein Abnehmer erwartete. Auf dem Klosett des Bahnhofs wurde alles fix umgepackt — der Lieferungstermin vereinbart, und dann ging es ab.

Mehr als vier Monate hindurch war uns bei allen Grenzüberschreitungen nicht ein einziger Zollbeamter ernstlich nahe gekommen, wenigstens nicht in solchem Maßstabe, daß uns eine sichere Flucht auf holländisches Gebiet unmöglich gewesen wäre.

Trotzdem hörten wir, daß andere Kolonnen angegriffen, ja teilweise gänzlich aufgerieben wurden. Wir hatten Glück. Doch war dieses Glück keineswegs Zufallsache. Nur unserem erfahrenen Führer hatten wir zu verdanken, daß wir lange Zeit mit einem blauen Auge davon kamen.

In diesen Tagen veröffentlichte eine große rheinische Tageszeitung den ersten Bericht über unser geheimnisvolles Treiben. Der Schreiber dieses Artikels muß wohl ein sehr romantisch veranlagter Mensch gewesen sein. Im Schlußsatz seines Be-

richtes hieß es: „Es ist hier eine Schmugglerbande am Werk, die sich noch stets dem Zugriff der Behörden zu entziehen wußte. Das Wort Zufall kann hier nicht in Erwähnung gezogen werden. Jedenfalls dürfte es nicht mit rechten Dingen zugehen.“

Als wir diesen Artikel zu Gesicht bekamen, haben wir alle herzhast lachen müssen. Sollte der gute Mann nicht doch etwa an Beamtenbestechung oder dergleichen gedacht haben. —

An einem Herbsttag des Oktober 1930 saß ich nachmittags in einer Wirtschaft des Dertchens W., das wohl die Zentrale des Zollüberwachungssystems an der Westgrenze bildet. Meine Aufgabe bestand darin, die in letzter Zeit geänderten Postenabführungszeiten auszubaldornern. Nachdem ich den Wirt, in dessen Haus einige Beamte logierten, im Gespräch vorsichtig ausgefragt hatte, wobei es mir möglich war, die betreffenden Zeiten genau festzustellen, traten plötzlich fünf oder sechs frischgebackene Zollbeamte in die Wirtsstube, große, durchtrainierte Gestalten. Aus ihrem Gespräch zog ich den Schluß, daß sie aus einzelnen Truppenformationen der Reichswehr hier in das Grenzgebiet zur Bekämpfung des Schmuggels verlegt waren. Im Verlauf der Unterredung, die ich mit ihnen anknüpfte, veräumte ich es nicht, weidlich auf das arrogante Schmugglerpack zu schimpfen, das doch in den letzten Monaten so frech geworden sei, bemerkte aber dabei mißmutig, es wären doch schon so viele alte, ortskundige Beamte, die sich die Hörner abgestoßen hätten. Besonders in der letzten Zeit mache eine große Kolonne viel von sich reden und könne sich immer wieder dem Zugriff der Beamten entziehen. Es würde doch nun endlich an der Zeit sein,

(Fortsetzung siehe Seite 6.)



Wie von Furien gehetzt, rastete der Hirsch davon. —

Bilder aus der Heimat und aus aller Welt

275 Jahre Bäcker-Innung, Johanngeorgenstadt nebst Fest der Fahnenweihe

Von Robert Jahn-Johanngeorgenstadt.

Am 22. Juli 1934 feiert die hiesige Bäcker-Innung nach 275jährigem Bestande das Fest der Fahnen-Weihe. Unsere Bevölkerung kennt von den großen historischen Festzügen anlässlich des 250jährigen Stadtgründungsfestes 1904 und des 250jährigen Innungsjubiläums 1910 die altehrwürdige lange Bäckerfahne in den Farben blau-weiß-blau. Die frühere Fahne war 1867 beim großen Stadtbrande am 19. August mit vernichtet worden. Durch Stiftung der Bäckergehilfen wurde am 10. 1. 1869 die jetzige Fahne, das Panier der Einigkeit, das der Innung in Freud und Leid nunmehr 65 Jahre gedient hat. Wegen der unverkennbaren Spuren großer Alterschwäche muß die alte Fahne ihren Dienst aufgeben. Daher entschloß sich der ehemalige Obermeister, jetzige Kassierer Richard Ullmann sen. anlässlich seiner Ehrung beim 40jährigen Jubiläum den Grundstock zur Anschaffung einer neuen Fahne durch eine namhafte Spende zu legen. Ihm schlossen sich andere hiesige Meister, auch die Breitenbrunner Kollegen, in anerkennenswerter Geschlossenheit an. Die neue Fahne wurde von der Firma Kreisel-Zwickau in sehr geschmackvoller Weise hergestellt. Die blaue Seite der Fahne zeigt das gestiftete Bäckerwappen mit Löwen und Brezel, umgeben von Kornähren, und die Inschrift „Treu der Innung — treu dem Verband — treu dem deutschen Vaterland“. Die weiße Seite zeigt das Stadtwappen mit Eichblatt- und heimatlichen Fichtenzweigen, dazu die Jahreszahlen der Innungsgründung 1660 und Erneuerung im 3. Reiche 1934 mit der Inschrift „Bäcker-Zwangsinnung Johanngeorgenstadt“. Die herrliche Schleife enthält gestiftet die Namen aller Stifter. Möge die neue Fahne, die am Sonntag im Gottesdienste die kirchliche Weihe und nach einem Festzuge im Garten der historischen „Farbmühle“ zu Jugel die berufliche Weihe durch den Verbandsführer Joram-Dresden erhält, im Sinne der neuen Handwerks-Ordnung von 1934 den „Gemeingeist pflegen und die Standesehre wahren“ zum Segen für Innung, Verband und Vaterland.

Zur 275jährigen Geschichte der Innung sei hier kurz hervorgehoben, daß in seltener Lückenlosigkeit 75 Aktenstücke im Hauptstaatsarchiv Dresden (3, darunter die Bestätigung der Innungsartikel vom Jahre 1659), im Archiv der Schwarzenberger Amts-

hauptmannschaft (4), im Johanngeorgenstädter Ratsarchiv (20), im Gerichtsbuche der Stadt (I, VI, Nr. 2) und in der Innungslade (47) von der Außenarbeit der Innung berichten, während vier umfangreiche Handwerksbücher von der Innenarbeit Zeugnis ablegen. Wichtig für die Rechtslage in der hiesigen Innung sind die ältesten Artikelbrief von 1659, die Rezeßse von 1665, 1677 und 1689, die Verhandlungen wegen des Nürnberger und Leipziger Brotgewichts 1726, das kurfürstl. Mandat zur Abstellung von Heißbräuden 1731, die Aenderung der Artikel 1780, die neuen Spezialartikel von 1824, die Einführung der Gewerbefreiheit 1862, die Freie Innung 1898, das Statut von 1899, die Zwangsinnung 1920 und die Neuordnung seit 1934.

Um die ersten Artikel mußte die Innung mit dem Räte der Stadt einen fünfjährigen Kampf führen, den sie gewann. Dieser Streit nahm nach Aussage des ersten Bürgermeisters Löbel die Form einer „kleinen Rebellion“ an. Dann führte die Innung einen 200jährigen Kampf um die Brot-Tage von 1660—1860. Diese Kämpfe geben uns getreue Bilder von der jeweiligen Wirtschaftslage unserer Bevölkerung, besonders in Kriegs-, Hunger- und

Krisenjahren. Zahlreich waren auch die Kämpfe gegen Einführung fremder Waren, gegen Störer und Verderber des Handwerks. Hier spielen das benachbarte Böhmen, ferner die Mühlenbesitzer und besonders die Bergknappschaft eine nicht besonders rühmliche Rolle. Endlich erhalten wir Aufschluß über Innungsbräuche, über besondere Abgaben zum Kriegsgeld, zum Bändelier, in den Gotteskasten und für die Ratskammer. Das Leben der Innung war ein steter Kampf um das tägliche Brot. Doch war sie jederzeit zu Schutz und Trutz gerüstet. Sie mußte sich die Freiheit und das Leben täglich neu erobern.

Unser Bild zeigt die Innung zum 250jähr. Stadtgründungsfeste. Bezeichnend für ihre Geschichte ist der zufällig gewählte Hintergrund „Das Amtsgericht“ an unserem Marktplatz. Die Personen des Bildes wecken beim Bildbetrachter manch freud- und leidvolle Erinnerung an noch lebende und bereits heimgegangene Kameraden der Innung. — Von der Fahnenweihe unter dem jetzigen Obermeister Walter Kleinhempel geben wir in der nächsten Nummer einen Bildbericht.



Bäcker-Festwagen zum 250jährigen Stadtgründungsjubiläum 1904.

Im Vordergrund links: Gefellen. Im Hintergrunde von links nach rechts: Meister G. Espig, G. Kleinhempel, E. Bonofsky, Rich. Ullmann, M. Becker, Tr. Wagner, Max Grimm, Herm. Richter sen., Richard Gehlert, Gust. Gehlert.



San Franzisko im Alarmzustand

Angeichts der bedrohlichen Ausmaße, die der Streik in San Franzisko in den letzten Tagen angenommen hat, wurde auf den Dächern der Stadt Militär postiert, das die am meisten bedrohten Baulichkeiten schützen soll.



Eine Siedlung dem Meere abgerungen

In Ostfriesland wurde in Anwesenheit des Reichsbauernführers Darré die Siedlung Neu-Westeel eingeweiht, die auf dem Meere abgerungenen Boden errichtet wurde. Es ist dasselbe Land, das vor mehreren Jahrhunderten von der großen Springflut verschlungen wurde. Unser Bild zeigt die Ehrenpforte am Eingang zu der neuen Siedlung.



Vor 20 Jahren . . .

Ein Oberleutnant verliest an der Spitze eines Wachkommandos die Bekanntmachung über den Zustand drohender Kriegsgefahr.



Ein Mahnmahl zur Arbeitsbeschaffung

Am Westausgang des Altonaer Hauptbahnhofes wurde dieses „Symbol der Arbeit“ eingeweiht.



Die Minneburg

Aus Anlaß des Tages der Rosen wurden in den Großstädten große Festzüge veranstaltet. Unser beistehendes Bild zeigt uns einen besonders wirkungsvollen Wagen aus dem großen Festzug in Berlin, die Minneburg darstellend.

(Fortsetzung von Seite 3.)

mit diesem Pack gründlich aufzuräumen. Die Antwort der Beamten, die mittlerweile durch eine spendierte Runde Bier vertrauensförmiger geworden waren, bewies ihre Unerfahrenheit. Man werde mit diesem Schinderhannespack bald aufräumen, in wenigen Monaten sei es aus und vorbei mit dem Schmuggel, zumal sie neuerdings bei Verfolgung größerer Kolonnen vom Karabiner Gebrauch machen dürften. Dabei betonte der Sprecher, daß er auf achthundert Meter jeden Hasen totschießen würde.

Ich suchte unmerklich zusammen und war froh, als ich eine halbe Stunde später in die frische Abendluft hinaustrat. Still und verlassen lag die Dorfstraße vor mir. Gleich am Anfang stand der Wald groß und wuchtig. Ich marschierte der Grenze zu. Bald hatte ich gefühlsmäßig den Waldweg verlassen und eilte auf einem Schmugglerpfad, der durch mannshohes Unterholz führte, voran. Karabiner, Kara-



biner — sumnte es mir bei jedem Schritt in den Ohren. Karabiner — krächzte ein Rabe. Waren das meine stahlharten, oft erprobten Nerven? — Also jetzt sollte es ernst werden.

Es würde ein ungleicher Kampf sein. Auf der einen Seite ein kleines Heer bis an die Zähne bewaffneter Zöllner, auf der anderen Menschen, die durch Not und Tod, unter unsäglichen Strapazen den falschen Kampf um ihr Dasein führten.

Ein schöner Herbsttag ging langsam seinem Ende zu, der verhängnisvolle 18. Oktober. Schon krochen die ersten Schatten zwischen den Bäumen durch. Ein verspäteter Vogel sang in den Nestern. Seit einer halben Stunde saßen wir in einem, mit Gestrüpp überwucherten, leidlich trockenem Wasserloch. Die eigentliche Grenze mit all ihren Gefahren lag bereits fünf Kilometer hinter uns. Aber vor uns lag noch die Landstraße Aachen—Düsseldorf, noch eine heiße Ecke, diese Todeskurve. Einwohner hatten uns wissen lassen, daß die Gegend seit Mittag von Schnüfflern unfällig bewacht werde. Desgleichen waren von unseren Vorläufern Radfahrerstreifen auf der Chaussee gesichtet worden. Sollte sich da vielleicht ein Unheil vorbereiten? —

Schon seit Tagen drückte mich eine Ungewißheit, meine Gedanken flogen zurück. Wie hatte doch meine Mutter erst vor einigen Tagen gesagt? — Ja, ja, richtig. Frau Schröder hatte über den schlechten Gang ihres Kolonialwarengeschäfts geklagt. Die Schmuggler richteten ihr das Geschäft zugrunde. Das könne nicht lange mehr so weitergehen.

Nichts hatte meine Mutter geantwortet. Aber zu Hause hatte sie lange bitterlich geweint.

Ob Frau Schröder gewußt hatte, daß ihr Junge auch so einer war, — auch so einer. Als ich mich dann einige Stunden später auf den Weg machen wollte, hatte sie mich angefleht und beschworen, abzulassen von diesem ungeheuerlichen Tun: „Was nutzt es denn, Junge“, hatte sie gesagt, „ob ein paar Leute einige saure Groschen verdienen und ganze Erwerbszweige gehen daran zugrunde. Komm, bleibe bei deiner Mutter, höre auf mich, denke an deinen Vater, der doch da draußen in fremder Erde ruht, der sein Leben gelassen hat für seine Heimat, für sein Vaterland. Glaub nicht, daß er gewollt hat, daß sein einziger Sohn zum Schmuggler wurde.“

Ich hatte mich losgerissen: „Laß mich, Mutter, das verstehst du nicht. Ich halte nicht aus ohne Arbeit. Wir stehlen doch niemandem etwas.“

Dürrer Holz krachte. Ein Hirsch stielte majestätisch, knapp zwanzig Meter vor mir durch das Unterholz. Der Wind stand in entgegengesetzter Richtung. Der Hirsch konnte unsere Witterung nicht aufnehmen. Nie sah ich den König der deutschen Wälder in solcher Nähe. Heute noch vermeine ich oft sein langgezogenes Rufen und Werben während der Brunstzeit zu hören.

Der Altweibersommer hing über mir. Weiße Fäden zogen durch die Luft und blieben im Gesträuch hängen. Ganz fern am westlichen Horizont ging ein dunkler Strich. Vielleicht würde es ein Wetter geben.

Welkes Laub fiel rieselnd auf den Boden. Der Wind nahm es nochmals auf und spielte damit. Allzuleichte, vorwitzige nahm er mit sich. Entführte sie ins Nichts, ins Uferlose. Ueber allem hing ein schweigender Himmel. Wie hatte doch meine Mutter gesagt? — Wieder krochen die Gedanken in meinen Kopf, kreisten immer schneller, wirbelten durcheinander. Mein Pulsschlag wurde schneller, die Schläfen hämmerten. — „Ganze Erwerbszweige gingen zugrunde, und wodurch?“ —

In jähem Umschwung konzentrierten sich meine Gedanken auf einen Punkt: — wodurch? — durch den Schmuggel! — Das war es. Ich atmete heftig. Rein! — Ich hatte unrecht, nicht meine Mutter. Meine Ausrede war fade, nichtsagend gewesen. „Das verstehst du nicht, Mutter!“ hatte ich ihr zur Antwort gegeben. Das hatte so abgedroschen, so verlegen geklungen. Zwischen Tür und Angel hatte ich ihr noch zugerufen: „Jeder ist sich selbst der Nächste“. Diese Worte hatten etwas Gemeinsames an sich, etwas Fremdes, sie rochen stark nach kommunistischem Irrsinn.

Abermaliges Geräusch unterbrach meinen Gedankengang. Leise, wie absichtlich, zerbrach dürrer Holz. Ich hob mich halb in die Höhe. Fast im gleichen Abstand stielte der Hirsch wiederum an mir vorüber. Deutlich erkannte ich ihn an seinem sechs-zackigen Geweih. Plötzlich hustete einer der Schmuggler, die einige Meter abseits lagen. Wie von Furien gehebt raste der Hirsch davon.

Das Bild des Friedens zerfiel und um mich war rauhe Wirklichkeit. Der dunkle Strich am Horizont war gewachsen; war zur Wolkendecke geworden.

Vielleicht gab es ein Wetter.

„Wir müssen uns Gewißheit verschaffen, ob es nicht doch eine Latrinenparole wie so oft ist“ flüsterte der lange Peter, der sich mir unbemerkt genähert hatte. „Was die sich dahinten erzählen, kann auch Stuß sein.“ Dabei wies er mit dem Daumen in die Richtung, in der die Hühnerfarm lag. „Sieh doch mal da vorne nach. Piet geht mit dir.“

Piet war einer der Jüngsten unserer Kolonne, ein aufgeweckter Junge, der es sicherlich noch zu etwas im Leben bringen würde, wenn nicht vorher — — —

Eine ganze Zeit waren wir bereits getipelt, als Piet plötzlich das Schweigen unterbrach und einen Fluch ausstieß:

„Verdammt, ich habe bald satt, Tag für Tag in diesem Dreck herumzuwaten.“

Erstaunt sah ich ihn an. Ich war überrascht, denn er hatte gar keinen besonderen Anlaß, dieses Thema so plötzlich anzuschneiden. Soviel ich wußte, war er gesund und hatte wenig Verluste gehabt. Aber anscheinend war er doch nicht zufrieden.

„Die Sache werden wir wohl alle satt haben. Darum muß man aber nicht den Mut verlieren, denn du weißt, wie hart die Wohlfahrtsbänke sind. Oder bist du der Meinung, wir machen dies ganze Theater zu unserem Vergnügen mit? — Was willst du denn eigentlich beginnen?“ erwiderte ich.

„Heiraten möchte ich, ein ruhiges Leben führen, einen Garten und ein paar Stück Vieh haben, vielleicht auch eine Hühnerfarm mit einem großen Drahtzaun — mit schwarzen und weißen Hühnern!“ Seine Augen hatten während des Sprechens Glanz bekommen; mit großen Gesten malte er mir seine Zukunft aus. —

(Fortsetzung folgt.)

Nooch'n Feierohnd



Dos denkt mr a net!

In dr Kühhd drüb'n, do war schu meitog de Armetei dr-häm. Fabriken gob's käne un die paar Leit mußt'n sich mit Hausiern, Stäbrachn un Baldarbet ihr bissel Brut verdien. In Sommer mocht's noch sei, do ginge Fraa un Kinner in Wald, dar schie vir dr Haustir lusging, un huleten Beer un Schwamme, a ihr bissel Feierholz rei. — Wenn ober dr Winter mit Schnee un Kält sen Eizug hielt, do zug a de Rut un Sorg in mancher Familie ei. — Dr Lob hatt ne ganzen Sommer über in Stäbruch gewärgt un in speeten Harbist war do Feierohnd worn. 'r hatt sich gewieß tüchtig ohgeplozt, ober trogdam nei 's haufenweise of dr Seit gebracht! — Mei Lob machet sich allerhand Gedanken; sistern hatt'r ne Winter über immer ewing Korb ze flachten un auszebeffern, ober dosmol war'sch wie verhaßt — 's kam Niemand un bracht ne Lob Arbet. 'r hot gesimpelt un gesonne, bis 'r of dan Gedanken kam, of seiner Faust en Letternforb ze flachten. — Wißt'r dä, wos dos für e Ding is? Nu, dos is e grußmachtiger Korb, dar genau in Letternwogn neipassn muß. In Dreiznhah fuh'n se dodermiet ne Torf nei in dr Stadt. — Kurz un gut, dr Lob machet sich über de Arbeit. — „Lus wärscht ne schu warn!“ dacht'r bei sich. Dos Ding ging ganz schie — von Tog ze Tog wur dr Korb e fünkele größer un bräter. Freilich, in sen Stübel war drhaufen Platz net übrig, 's blieb nār noch e schmols Gangel an dr Wand zenschie un dr Lob hatt dasdrwagn e mannliche Wörtelei mit seiner Gottlobine. — Su ugefah'r ausgangs Februar war dar gruße Korb fartig un dr Lob hatt mittlerweile aa en Kafer in Dreiznhoh drfür gefunden un dar wollt ne an en Sonnohnd vormittig ohuln. — Un nu kimmt's schännste! „Wie bränge mr dä dos Viech nu naus?“ frug dr Maa aus Dreiznhah. — „Durch dr Tür gieht 'r net, durch'n Fensterle gieht 'r glei garnet — wos machn mr nu?“ — Dr Lob griff sich an Kopp na un mänet: „Dos denkt mr a net, su alt un noch su damisch!“ — Wos sei Gottlobine drzu geäußert hot, dos macht iech hier lieber net wiedergab'n! Ober racht hatt dr Lob

aa, wie 'r zelegt dreineifuhr: „Du bist affekrat su dumm wie iech selber, vornemag sei dir die gescheiten Gedanken a net gekomme!“ — — — Es mußt dr Nachber har, dar gellarnter Meirer war, dar sollt de Wand nausbrachen un hinnerhar wieder zusegen; de Brüh wür ober teurer wie's Fläsch komme. 's half abn nisch, dr Lob hot sei mühsaligs Winterwart in zwä Togn wutig ausnanner geruppt un brockenweis in Lfen neigestoppt!

B. N.

De Sommerkur

(Nachdruck verboten.)

Rast ihr in Sommer naus off's Land
un wollt eich in dar Sinn' racht boden, — — — —
gitt zu 'en Bauer — Arbet is faa Schand —
un halft in Fald beim — — Heiausfoden.

Ze erscht nammt'r de Gobel¹⁾ har.
Mit dar do haast's „Kraftübung“ machen:
Fest stach'n, hebn, zerr'n wie a Pfaar,
Doch eich in Kreiz de Knochen frachen.

Nu kimmt awing Ohwachsling dra.
Dr Rach'n²⁾ ward zer Hand genumme:
Hiezu enn Straf'n, un enn har —
Dar Marisch ward eich ganz gut bekumme!

Is nu a Schuwer³⁾ zammgezugn,
Müßt ihr ne hie zun Fuhrwart schleppen.
Ne Hüh kimmt aus dan Hei geflugg,
Ihr möcht', waf Gott, noch 's Hem' aufknöppen.

De Haut, die is gebadt in Schwaaf;
Enn Durst kriegt'r — zun Jung'rausstrecken.
Nu Wasser har! Am libst'n a Faß.
Su gut faa 's bestie Bier net schmecken!

Un ize hult ihr'n Heibaa⁴⁾ har.
Drüb'n leit⁵⁾ ar — bei ne staanern Hübl.
Is'r ze lang, trogt'n derquar,
Sistr nimmt's am End' dr Buckl übel.

Zerlegt halft'r noch, 's Spann-Sal⁶⁾ zieh'.
Ah do faa mer sich a Gut's dra tue.
Noongst legt'r eich an Faldrand hie,
Dä nooch dr Arbet is gut ruhe. — —

Nu sogt, ihr Leit, ob su ne Kur
Bei Licht un Luft eich tät net frumme?
Un von Bezoh'l'n is aah faa Spur:
's hannel⁷⁾ sich bluf — — üm's Wiederkumme!
Bernh. Brückner, Leipzig.

¹⁾ die Gabel; ²⁾ der Heurechen; ³⁾ ein Schober, Haufen; ⁴⁾ Heustange; ⁵⁾ liegt er; ⁶⁾ Spannsell; ⁷⁾ es handelt sich.

Weitere Ecke



„Hiiiiiii! — Das Pferd wird hinten alle!“



„Jetzt noch eine Frage —
dann ist aber Schluss!“
„Ja, Papa . . . woran ist das
Tote Meer gestorben?“



Großstadtkinder auf dem Lande.
„Ganz modern. Gebogene Stof-
dämpfer!“

Bilder aus der Heimat

Zur Wiedereröffnung des Herkules-Frisch-Glück-Schachtes am Fürstenberg

bringen wir in Ergänzung unseres Berichtes einige Bilder von dem sehenswerten Stollen, dessen Besichtigung uns Einblick gibt in des Berggeistes Zauberreich, aus dem einstmals so reicher Segen für unser Erzgebirge kam. „Herkules Frisch-Glück“ ist für den öffentlichen Besuch so wunderbar ausgebaut worden, daß sich der Besuch lohnt. Es soll auch ein zweiter Ausgang zu dem Bergwerk geschaffen werden, sodas man unter der Erde einen Rundgang unternehmen kann, um sich dabei auch von der Beschaffenheit des Gesteins, welches hier in den verschiedensten Schichten übereinanderlagert, unterrichten zu können. Unsere Bilder zeigen die Berggeistkanzel mit dem seltsamen Gesicht (siehe nebenstehendes Bild), welches einstmals manchen Bergmann schreckte und einen der vielen Gänge unter Tag (siehe mittleres Bild), auf denen das Gestein mittels der Hunte zum Ausgang befördert wurde. In dem Bergwerk befinden sich große Leuchtanlagen, die durch elektr. Glühbirnen beleuchtet werden und einen märchenhaft schönen Anblick bieten. Wir möchten nicht veräumen, unsere Leser auch an dieser Stelle zum Besuch des Bergwerkes einzuladen.



Heimische Bastelarbeit: Naturgetreue Wiedergabe vom Schloß Augustusburg

(Siehe Bild unten rechts!)

Mehrere Augustusburger erwerbslose Bastler haben unter der geistigen Leitung des bekannten Bastlers Arno Dünemald eine einzigartige wertvolle Arbeit erstellt: die Augustusburg in naturgetreuer Nachbildung. Das Werk verdient, daß es überall beachtet wird. Der geschlossene einheitliche Würfelbau, die wuchtige Burg, die schon so manchen in Erstaunen versetzt hat, ist unter den Händen der überaus fleißigen und geschickten Bastler in einer Nachbildung entstanden, die an Sauberkeit, Genauigkeit und Eindrucks- kraft nicht überboten werden kann. Jeder Beschauer steht und fühlt auf den ersten Blick: Hier ist mit seltener Hingabe ein großes gemeinsames Werk gearbeitet worden. Das Modell stellt das Schloß mit seinen Neben- und Hintergebäuden (Brunnenhaus, Amtsgericht usw.) im Verhältnis 1 : 40 dar, es ist 5 1/2 m lang, 2 1/2 m breit und reichlich 1 m hoch. Jedes Fenster, jeder Mauervorsprung,

jeder Blizableiter, jede Esse, jede Dachrinne, kurz alles, was nur zum Schloß gehört, ist peinlich genau nachgebildet. Die Bastler arbeiteten 16 Wochen lang ununterbrochen, Werktags wie Sonntags, 12 und mehr Stunden täglich, so daß insgesamt 4500 Arbeitsstunden geleistet wurden. Verarbeitet wurden mehr als 60 qm Hartholz, Tausende von Nägeln, große Mengen Blechrohre, Farbe, 9 Pfd. Leim und anderes Material. Die Dächer sind mit 20 447 Schiefer aus Preshappe vollkommen wertgerecht gedeckt, 542 Schluffsteine waren unter dem Dach einzusetzen, viele Meter Kloppeispitze wurden zu Gardinen verbraucht, 14 m Dachrinnenrohr verarbeitet; 38 Glühbirnen erleuchten die ganze Anlage; ein eigens für das Modell erstellter Räucherofen bringt mit besonders großen Räucherkerzen die Essen zum Rauchen. Das Kunstwerk wurde 14 Tage lang in Augustusburg ausgestellt, Hunderte von Erwachsenen und Schulkindern haben es bewundert und bestaunt. Nun soll es auch in anderen Orten, vor allem in den sächsischen Großstädten gezeigt werden. Wenn es dort zu sehen sein wird, sollte kein Freund guter Bastelarbeiten es veräumen, sich dieses einzigartige Werk anzusehen.

Nebenstehendes Bild zeigt das Modell der Augustusburg im Festzug am 1. Mai 1934, erstellt von einheimischen Bastlern (die 4 Erwerbslosen auf dem Wagen). — Die photographische Aufnahme stammt von W. Thümer, Augustusburg.

